Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 52. **Sonntag** den 29. Januar 1899. **93. Jahrgang.**

Aus der Woche.

Die Engländer sind vielleicht weniger höfliche Leute als wir, jedenfalls aber praktischere. Die Stelle, auf die es in dem neuesten Rundschreiben des Grafen Murawjew hauptsächlich ankommt, ist die, wo der russische Minister die öffentliche Meinung gegen die Regierungen, oder sagen wir gegen Regierungen, ausspielt. Es heißt in dem Actenstück, nachdem von zahllosen, dem russischen Cabinet „aus allen Gesellschaftskreisen und von den verschiedensten Theilen der Weltkugel" zugegangenen Zustimmungsbeweisen die Rede gewesen ist: „Trotz dieser großen Strömung der öffentlichen Meinung für die Ideen eines allgemeinen Friedens hat der politische Horizont sichtlich einen anderen Anblick erhalten." Damit könnten die englisch-französischen Differenzen gemeint sein. Das Rundschreiben fährt aber fort: „In letzter Stelle sind mehrere Mächte zu neuen Rüstungen geschritten, indem sie sich bemühen, ihre militärischen Kräfte noch zu erhöhen." Die Annahme, daß nach der russischen Absicht die öffentliche Meinung und insbesondere die öffentliche Meinung Deutschlands das deutsche Reich nicht zu diesen Mächten zählen solle, wäre angesichts des dem Reichstage vorliegenden Heeresgesetzes eine ungeheuer gewaltsame und ist darum ganz unhaltbar. Rußland erhöht bekanntlich seine militärischen Kräfte auch, aber bei ihm kommt eine öffentliche Meinung nicht in Betracht. Nun hat die englische Presse, gewiß in höherem Grade die Repräsentantin der britischen öffentlichen Meinung, den Vortheil, den die russische Regierung in diesem Mangel besitzt, sofort dadurch ausgeglichen, daß sie das vorläufige Programm des Grafen Murawjew ganz oder in seinen wichtigsten Puncten verwarf und damit der Hauptstütze des Rundschreibens vom 11. Januar, dem Hinweise auf eine, Rußland, wie gesagt, ausgenommene, universale öffentliche Meinung für ihr Vaterland den Boden entzog. Diese publicistische Behandlung der russischen Vorschläge ist zwar in England nicht nöthig, soweit die dortigen Rüstungen in Betracht kommen, und wir in Deutschland brauchen sie für unsere Militärvorlage auch nicht, aber wir sehen in ihr im Hinblick auf die Möglichkeit, daß eine Ergebnißlosigkeit des „vorläufigen" Ideenaustausches oder der Conferenz zur Erzeugung von Mißstimmung in Petersburg ausgenutzt werden könnte, eine Unterstützung der englischen Diplomatie. Es ist doch von nicht geringem Vortheile, wenn der Vertreter einer Großmacht in Bern oder Brüssel an der Hand der Preßäußerungen seiner Heimath sagen kann: „Die öffentliche Meinung meines Landes ist zwar für die „Ideen eines allgemeinen Friedens", aber sie ist dafür, wie sie für die Einführung des lenkbaren Luftschiffes ist. Sie hätte die Neuerung ganz gern, aber sie glaubt nicht, daß die Kindeskinder sie erleben werden, und ist jedenfalls nicht geneigt, wegen der Möglichkeit, sich hierin zu täuschen, den Ausbau ihres Eisenbahnnetzes einzustellen oder gar eine Schiene aus dem Boden zu reißen." Da auch die französischen Diplomaten trotz Zweibundes durch ihre Presse in die Lage, so zu reden, gesetzt worden sind, so ist es schwer einzusehen, warum die Mehrzahl der deutschen Zeitungen unsere künftigen Unterhändler, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nicht der Nothwendigkeit enthebt, den Russen gegenüber die Bedeutungslosigkeit der deutschen Anhänger der Frau Bertha Suttner noch ausdrücklich zu demonstriren.

Höflichkeit und Nüchternheit im internationalen Gedankenaustausch gehören zweifellos zu den Pflichten einer nationalen Presse, die Annahme diplomatischer Allüren und Excesse des Entgegenkommens gegen Fremde aber ebenso zweifellos nicht. Das könnte auch im publicistischen Verkehr mit Amerika beherzigt werden. Es ist gewiß nicht verständig, die Sprache empörter Zurückweisung zu verlangen, wenn, wie geschehen, irgend ein Amerikaner, der sich ins Parlament eingekauft hat, und von dem man nicht weiß, ob ein unbescholtener Deutscher sich mit ihm zu einem Glase Bier niederlassen könnte, Deutschland mit Prügeln nach dem Muster der Spanien verabreichten droht. Aber es ist auch, von der Würde zu schweigen, nicht klug, wenn deutsche Preßorgane in Amerika den Glauben ankommen lassen, Deutschland sei geneigt, von dem nordamericanischen Staate Unrecht zu erdulden. Das geschieht aber, wenn man in den zwischen uns und der Union schwebenden wirthschaftlichen Streitigkeiten Alles von dem Gerechtigkeitsgefühl der Amerikaner und nichts von deutscher Gegenwehr zu erhoffen sich den Anschein giebt. Leider kommt, wie der officiöse Charakter verschiedener solcher frommen, durchaus an die Aera Caprivi erinnernden Zeitungsartikel der neuesten Zeit zeigt, das „Uebel von oben". Gerade aber weil die deutsche Regierung einen Zollkrieg mit Amerika nach Möglichkeit vermeiden will — ein Bestreben, bei dem sie die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hat —, so sollte sie die in einem solchen Wirthschaftskampfe nöthigen Waffen, und zu diesen gehört vor Allem die Bekundung der Entschlossenheit, sein gutes Recht zu wahren, nicht scharfig erscheinen lassen. Auch für den Zollkrieg gilt das Wort: Si vis pacem, para bellum, und das andere: „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen." Deutschland hat die neuesten amerikanischen Herausforderungen, wie die Benachtheiligung der deutschen Einfuhr von Kölnischem Wasser, von Chocolade ꝛc., sowie die Vorenthaltung des der rechtlich der Union gegenüber in derselben Lage wie Deutschland befindlichen Schweiz bewilligten Mitgenusses an den Frankreich zugestandenen Zollermäßigungen anscheinend ruhig über sich ergehen lassen. Ein Berliner Blatt kann sich diese Duldsamkeit nur durch den Umstand erklären, daß die handelspolitischen Verhandlungen mit Amerika Aussicht auf ein baldiges gutes Ende böten. Die Berechtigung zu dieser optimistischen Schlußfolgerung muß sich aber erst herausstellen.

Freilich, nach freisinnigem Urtheil sind solche Betrachtungen „chauvinistisch". Dieses schöne Wort findet sich jetzt gleich ein halbes Dutzend Mal in jeder radicalen Zeitung, und schuld daran ist der für den Freisinn nicht rühmliche Ausgang der Ausweisungs-Campagne. Herr Richter und Herr Mosse versichern, sie hätten auch Nationalgefühl; da sie aber immer und überall die Partei der Fremden gegen die des Heimathlandes nehmen, so müssen sie, um jene Behauptung nicht in der Luft schweben zu lassen, die entgegengesetzte Stellungnahme als Auswüchse des Patriotismus bezeichnen, also als Chauvinismus. Es ist wirklich so; die genannten Herren und dazu der Abg. Munckel zeigen sich verletzt, weil man ihnen das Nationalgefühl abgesprochen hat, und Herr Richter hat sogar den Schutz der Hanspolizei angerufen. Er verlangte im Abgeordnetenhause, die Präsidenten sollten sich „über die Grundsätze schlüssig machen, wie weit es zulässig ist, die nationale Gesinnung Derjenigen anzuzweifeln, die die Ausweisungspolitik nicht billigen". „Ich fürchte", fügte er hinzu, „wenn es so weiter geht und die Angriffe auf die nationale Gesinnung sich steigern, könnte es zu wüsten Scenen und Excessen kommen, wie in Wien und Paris." Juristen mögen entscheiden, ob Angriffe auf die nationale Gesinnung der Anwälte des Auslandes als Angriffe auf ein Phantom überhaupt eine Repression zulassen. Die Präsidenten des Abgeordnetenhauses haben die Sache aber politisch zu nehmen und sind gewiß zuerst in Verlegenheit gewesen, die Grundsätze anzugeben, d. h. einen Maßstab für den Grad nationaler Gesinnungslosigkeit zu finden, der noch auf parlamentarischen Schutz in einem deutschen Parlamente Anspruch erheben darf. Inzwischen sind ihnen aber die dänischgesinnten Abgeordneten Johannsen und Hanssen zu Hilfe gekommen. Wir haben schon darüber berichtet. Die beiden Dänen erklären, in den Hintergrund treten zu wollen, da sie Freisinnigen — übrigens auch Prof. Delbrück — „die Vertheidigung der dänischen Sache übernommen", sich auf die Seite der Dänen in ihrem gerechten Kampfe für die Nationalität der Südjüten gestellt hätten. Das Ziel dieses „gerechten Kampfes" — Herr Hanssen hat es in seinem Blatte „Heimdal" eingeräumt — ist die Losreißung Nordschleswigs von Deutschland, wenn nöthig, durch einen Krieg, und wer deutsches Land ans Ausland verrathen hilft, ist — das wird auch der Radulist Munckel nicht wegzudisputiren sich getrauen — nationaler Gesinnung bar, gelinde ausgedrückt. Damit ist die vom Herrn Richter gewünschte Bestimmung des zulässigen Maßes der Charakterisirung seiner Vaterlandslosigkeit gegeben, und darauf kann er sich verlassen, er wird bei der nächsten Gelegenheit damit gemessen werden. Daß er sich dadurch zur Nachahmung von Wiener und Pariser Mustern bewegen lassen könnte, glauben wir dennoch nicht. Der freisinnige Hause ist nämlich zu klein, um selbst durch Lärm die Verhandlung stören zu können. Etwas Anderes wäre es, wenn das Centrum den Rath einiger befreundeter Zeitungen annähme und den Herren Virchow, Langerhans, Munckel u. s. w. mit Linealen und Maultrompeten zu Hilfe käme. Aber das glauben wir erst recht nicht. Das Centrum hat sich von der Dänendebatte geflissentlich ausgeschlossen. Sein Mitglied v. Strombeck erklärte zwar, durch den in weit vorgerückter Stunde beschlossenen Schluß der Verhandlung sei ihm das Wort abgeschnitten worden, aber da stellte ein freisinniges Blatt, ohne daß die „Germania" ihm geantwortet hätte, folgende Fragen: „Weshalb haben sich die Centrumsredner gerade bei dieser Angelegenheit so spärlich in die Rednerliste eintragen lassen, oder weshalb hat sich Herr v. Strombeck so spät zum Worte gemeldet? „Sonst", so lautet die Andeutung einer Schlußfolge, „fehlt es doch wahrhaftig den Centrumsmännern nicht an dem erforderlichen Nachdruck, sobald sie wirklich in einer sie interessirenden Frage zum Worte kommen wollen." Es versteht sich allerdings von selbst, daß eine hundert Mitglieder zählende Fraction in einer vieltündigen Debatte nicht wider ihren Willen zum Schweigen verurtheilt wird; ein solcher Fall ist noch nicht vorgekommen. Das Centrum wollte sich eben diesmal nicht in der Gesellschaft der Freisinnigen sehen lassen. Wenn aber freilich die „Köln. Volksztg.", die von den nordschleswigschen Regierungsmaßregeln als von einer „Hetz" spricht, die Grundstimmung ihrer Partei widerspiegelt, so ist die von den Klerikalen geübte Enthaltsamkeit national gerade so viel werth wie die Munckel'sche Rede.

Die Erweckung alter Erinnerungen in den Regimentern Hessens würde die Vermuthung, daß der vorher in Hannover vollzogene ähnliche Act jedes politischen Charakters entbehre, verstärken, wenn diese Aufmerksamkeiten gleichzeitig beschlossen worden sein sollten, was man nicht weiß und so bald nicht erfahren wird. Aber es bliebe noch immer ein Unterschied. Das kurhessische Haus ist, nachdem seine Mitglieder lange vorher den öffentlichen Rechtszustand in Deutschland anerkannt, ausgestorben und das Haus Luxemburg-Oranien hat ebenfalls auf Nassau verzichtet und nennt keinen Prätendenten für einen andern deutschen Thron sein eigen. Wenn man die in Hannover erfolgte Kundgebung eine „antwelfische" genannt hat, so war das zutreffend — für Hannover. Aber daß man in Berlin jemals daran gedacht haben könnte, dieses Land den Welfen herauszugeben, das ist doch ganz und gar ausgeschlossen. Aber ein braunschweigisch-welfischer Hintergrund des menschlich schönen Schauspiels, das sich in Hannover abgespielt, bleibt nach wie vor zu vermuthen und zu befürchten. Das Dementi von einer Betheiligung des Kaisers Franz Josef an den Bemühungen, einen Sohn des Herzogs von Cumberland auf den braunschweigischen Thron zu bringen, betrifft ein nebensächliches Detail und die Ableugnung der „Wiener N. Fr. Presse", die den Prinzen Georg Wilhelm von Cumberland selbst betrifft, hat wenig Ueberzeugendes und dürfte zur Beschwichtigung der vielleicht über Erwarten starken Bewegung, die die Nachrichten über braunschweigische Pläne in vergangener Woche hervorgebracht, in die Welt gesetzt worden sein.

Professor Delbrück's neueste Polenpolitik im Lichte der Geschichte.

K. Professor Delbrück nimmt im letzten Hefte der „Preuß. Jahrbücher" zur Freude der Demokratie das Wort, um seine politische Stellung zu den wichtigsten Zeitfragen zu präcisiren. Der Leser fürchte nicht, daß wir eine Kritik der gesammten Delbrück'schen Ausführungen vornehmen wollen. Worauf es uns ankommt, das ist lediglich die Zurückweisung der mit unverminderter Verblendung vorgetragenen Anschauung, daß die gegenwärtige Polenpolitik der preußischen Regierung verfehlt und, um es kurz zu sagen, durch eine Politik der Versöhnung zu ersetzen sei. „Je weniger die Polen gereizt werden", sagt Delbrück wörtlich, „je weniger sie unter sich zusammenhalten, je schwächer der moralische Accent ist, der auf die Behauptung der Nationalität gelegt wird, desto leichter entäußert sich der Einzelne der Nationalität, desto leichter findet der Uebergang von der einen zur andern, also naturgemäß von der niederen

Feuilleton.

Agnes Rieß.

Eine Dichterin aus dem Volke.

Nachdruck verboten.

Unter den Weihnachtsgaben, welche der deutsche Büchermarkt diesmal wieder in kaum übersehbarer Fülle ausgeschüttet hatte, ist eine gewesen, die in ihrem einfachen, bescheidenen Gewande unter dem Glanz und der repräsentativen Pracht, ohne die es nun einmal an diesem Feste nicht mehr abzugehen scheint, vielleicht von Vielen ganz übersehen oder der Beachtung nicht werth befunden worden ist. Auf sechzig Octavseiten, nicht eben eng gedruckt, sind es, von dem bekannten Preßburger Literarhistoriker Professor Karl Weiß-Schrattenthal herausgegeben, die poetischen Schätze einer armen Frau aus dem Volke: „Thaulilien, Gedichte von Agnes Rieß".*) Wie man weiß, hat Schrattenthal, der seit Jahren schon liebevoll den Spuren der Muse in den Niederungen des Volkslebens mit vielem Glücke nachgeht, schon eine ganze Reihe von Namen, allen voran Johanna Ambrosius, dann Stine Andresen, Franz Bechert, Katharina Koch, Rudolf Liebisch, Emerenz Meier, Henni Mattsen, Margarethe Wilhelm u. A., in die Literatur eingeführt. Wie haben sie alle den Lesern dieser Blätter in kurz umrissenen Portraits vorgestellt und Proben ihrer Kunst gegeben. Sie Alle konnten sich sehen lassen mit ihrer „Poeterei", ihre Leyer hatte der Finger des Genius gestimmt, was sie sangen, war, wenn auch nicht durchweg höchsten Preises werth, so doch ohne Ausnahme voller Wohllaut, zeugte von tiefem, ursprünglichem Empfinden und edler Phantasie, und nicht Weniges trug wirklich classisches Gepräge. So können wir auch an diese neue Entdeckung von vornherein mit der Zuversicht, echte Poesie zu finden, getrost herantreten. Wir täuschen uns nicht: auch Agnes Rieß ist es werth, als eine der Edelsten ihres Geschlechts, als eine Priesterin des Schönen, wenn auch in dürftigem Gewande, aus der Masse herauszutreten und unter unseren modernen Volksdichterinnen nicht den letzten Platz zu behaupten.

Der Zartsinn und die Feinfühligkeit, welche Schrattenthal eigen sind, haben ihn abgehalten, wie über den Lebensgang seiner übrigen Schutzbefohlenen, so auch über den der Agnes Rieß Ausführliches mitzutheilen. Wir bedauern dies, wenn wir auch die Motive des Herausgebers achten, und müssen uns daher mit wenigen Andeutungen begnügen. Diese sind aber von um so größerem Interesse, als sie zum großen Theil einer poetischen Epistel unserer Agnes Rieß entnommen sind, die die Dichterin an Schrattenthal schrieb, und die in diesem den Wunsch nach einer Veröffentlichung ihrer poetischen Gabe rege machten.

*) Selbstverlag von Prof. Schrattenthal, Preßburg, Kisfaludygasse. Preis 1,20 ℳ broschirt.

Agnes Rieß wurde am 8. Mai 1842 zu Beliheim am Fallstein bei Halberstadt geboren, hat also jetzt schon die Mitte der fünfziger Jahre überschritten. Sie schreibt:

Ich bin ein arm Dorfhirtenkind,
Am Fuß des Harzes stand einst meine Wiege;
In Feld und Wald, in Regen, Thau und Wind
Trieb darfuß ich, behütend Kuh und Ziege.

Wenn auch der Hunger im Schulhause nicht zu Gaste saß, sie klagt doch, daß ihre Jugend „gar so düster" gewesen und daß die Sorge sie und ihre jüngeren Geschwister frühe schon an die Hand genommen habe: „Wir haben nie der Kindheit „Glück" gekannt!" Als Aelteste war sie Kindermagd; sie mußte, selbst noch klein und schwach, die anderen Geschwister behüten und warten. Aber damals schon regten sich in ihr die ersten Triebe der Poesie, die „Lust, zu fabuliren". Viel draußen herumstreifend mit Brüdern und Schwestern, hatte sie wenigstens Gelegenheit, unbeachtet zu lesen, was sie als ein großes Glück pries.

Im ganzen Dorf hab' ich gesucht
Kalender, allerhand Scharteken,
Im Elternhause dann sie zu verstecken;
Vor Spähern auf der steten Flucht,
Genoß ich heimlich die verbotne Frucht.

An sicherem Orte hatte sie ein Brettchen im Garten verborgen, das wurde herbeigeholt und mußte, auf den Schooß gelegt, den Schreibtisch darstellen. — —

Ein Stück Papier, ein Endchen Blei,
Begeisterung in erregten Mienen,
So horcht' ich auf den Spruch der kleinen Bienen,
Der Käfer trug den Reim herbei,
Die Eulen lehrten mich, was Ahnung sei.

So schildert die Dichterin anmuthig, in vollendeter Form — Gedanken und Reime fließen ihr nur so zu, Alles ist Anschauung, Alles Stimmung —, wie sie eins ward mit der Natur, vertraut mit jedem Baum und Strauch, mit Drossel, Fink und Nachtigall; Alle mußten ihr etwas Besonderes zu sagen, und für Alles fand sie Form und Bild.

Als junges Mädchen mußte Agnes aus dem Elternhause fort, wo man, obwohl der Vater Lehrer war, nie an einen geregelten Unterricht dachte. Sie, die nichts Rechtes gelernt hatte, mußte als Lehrerin kleiner Kinder in das Haus eines Försters, um endlich auf den ernsten Zuspruch ihrer Eltern zu heirathen. Nun folgt viel Leid! — Nicht das Geringste wurde ihr dadurch zugefügt, daß der Blitz sie lähmte, und zwar zu einer Zeit, wo sie Kraft und Gesundheit am nöthigsten hatte. Auch das Eheband zerriß:

Zu schmal für Beide ward der Lebensweg,
Dort Fels und Trümmer wehrten mir zur Linken,
Und rechts war Abgrund — und der schmale Steg
Sah nach und brach. — Und der mich sollte leiten,
Verlor die Kraft — — — —

Das ist das kurze, aber wenig trostreiche curriculum vitae der Agnes Rieß. Jetzt ist sie allein, arm und krank, doch erlebt sie wieder Freude an ihren Kindern — sogar an dem blindgeborenen jüngsten Schmerzenskinde, das so reiche Talente zur Welt gebracht und dessen sich ein braver Mann annahm, damit der nun 17jährige Jüngling eine seiner Begabung entsprechende Erziehung erhalten könne. Die anderen Kinder — ein Sohn und drei Töchter — stehen auf eigenen Füßen und unterstützen die sehr bedürftige Mutter, die, in Malkwitz in Preußisch-Schlesien wohnhaft, nur einen Wunsch kennt: ihre Tage im Kreise der Ihrigen verleben zu können. Bei der Herausgabe ihrer Gedichte hat Schrattenthal in uneigennützigster Weise auch an die bedrängten Verhältnisse der Dichterin gedacht. Es ist sein herzlicher Wunsch, ihr zu einer pekuniären Unterstützung zu verhelfen, damit sie womöglich nicht lange mehr der „Armuth nackte Gasse" wandeln müsse, wie ihre Genossin in Apoll, Johanna Ambrosius, von sich sagt.

Mit der Sappho von Wernesneunglen hat Agnes Rieß aber nicht nur Krankheit und Armuth gemein, sie gleicht ihr auch an Lebensauffassung und Begabung am meisten von allen Volksdichterinnen, die Schrattenthal um das ostpreußische Gestirn gruppirt hat, wenn sie auch an die Größe dieser Meistersingerin nicht heranreicht. Schwermuth ist der Grundzug, der, wie durch ihr Wesen, so durch ihre Dichtungen sich hindurchzieht, deutlicher noch als bei der Ambrosius. Aber gleich dieser ist sie — mag sein, in etwas minderem Maße — eine kraftvolle, selbstbewußte Individualität, die, auf sich selbst gestellt, trotz aller Stürme nicht wankt, die sich zu behaupten weiß trotz aller Verneinungen eines feindlichen Geschicks. In doppeltem Sinne hat den Stamm der Blitzstrahl getroffen, aber der Kern ist unversehrt geblieben, und die Wurzeln haften noch fest und lassen, auch im Alter noch, Knospen und Blätter, Blüthen und Früchte sprießen. Das sind ihre Lieder.

Wie unendlich dankbar ist unsere Dichterin, daß der Himmel ihr die Gabe verliehen, „zu sagen, was sie leidet". So singt sie ebenso rührend wie formgewandt:

Von die nur, Herr, der du das Leben,
Mein glückles Dasein mir gegeben,
Der zugelassen, daß die Schatten
Sich über mich gebreitet hatten,
Und Mühsal folgte meinem Gang:
Von dir nur, der des Glückes Sterne
Mir immer zeigt in weiter Ferne,
Kommt auch das Liebste, was ich habe,
Der helden Muse Weihegabe.

Sie sagt es selbst und sagt es oft, daß der Drang, dem Namen- und Grenzenlosen „Form und Raum" zu geben, das Widerstrebende zu zwingen und zu gestalten im Liede, sie über Kümmernisse und Elend erhob, sie „schweben", aus „Sumpf und Abgrund, aus harten Fesseln, Bann und Zwingern" selbst sich retten lehrte. So ward ihr thatsächlich die Dichtkunst zur Weihegabe, denn sie verklärte ihr das von tiefen Schatten umdüsterte Dasein. Und wie tief und richtig sie das Wesen der Poesie erfaßt hatte, mögen einige Strophen aus ihrem „Dichten" überschriebenen schönen Liede erkennen lassen:

Wie sehn' ich mich nach einer Stunde,
Wo Herzensfriede mich umfängt,
Kein lautes Wort aus rauhem Munde
Sich in mein Weltvergessen drängt!
Dann kann die Sehnsucht Form gewinnen,
Wenn Wahn und Wahrheit sich verweht,
Wenn jähes selbstvergessen Sinnen —
Scheu unbewußt — nach Grenzen strebt,
Ein Müssen, — ohne eignes Wollen,
Ein Drang zu wollen, — ohne Muß
Und Phantasie und Wahrheit sollen
Der Stunde ihren Weihegruß.

Wie hoffen, daß nicht wenige unserer Leser und Leserinnen sich den schlichten Strauß der „Thaulilien" (so sagt man in Schlesien für Maiblumen) kaufen werden und bitten sie, dieses Lied zu Ende zu lesen. Wir sind überzeugt, sie werden mit uns in dem Urtheil übereinstimmen: diese Leistung adelt die arme Frau aus dem Volke, denn sie ist eine edle, nach Form und Duft gleich vollendete Blüthe unverkennbar echter Poesie. Und solch herrlicher Geschöpfe einer bezaubernden Phantasie giebt's in dem kleinen Buche noch eine ganze Reihe, und Manches darunter ist noch schöner und noch höheren Lobes würdig. Man lese nur, um wenigstens Einiges zu nennen: „Wenn der Rothdorn blüht", „Verbotene Wege", „Des Försters Töchterlein", „Am Begräbnißtage meiner Mutter", „Gretchen's Magdalenenlieder" und vor Allem „Kaiserin-Königin Elisabeth", ein Gedenkblatt an den Tag ihrer Ermordung. Dies Lied, ein Meisterwerk in jeder Beziehung, hat die elternde Agnes Rieß, die von sich sagt, daß des Winters Schnee ihr Haupt schon bleiche, geschrieben. Das läßt uns hoffen, daß ein freundlicheres Geschick ihr noch manchen Dichterfrühling schicken werde, und daß die Thaulilien nicht der erste und letzte Strauß gewesen sind, den ihre kunstgeübte Hand uns gewunden.

Eine gewisse Richtung modernster Poesie führt uns gefliss entlich in die Hütten der Armuth und zeigt uns, grell beleuchtet, ihren Heroismus, aber viel öfter noch ihren Schmutz und ihre Verworfenheit auf der Bühne. Von manchem dieser Producte rücksichtslosesten Naturalismus wenden wir uns angeekelt ab, wenn wir auch der neuen Richtung ihr gutes Recht nicht absprechen. Hier ist eine Märtyrerin der Armuth. Treten wir getrost in die niedere Hütte, wir finden nicht wüste Leidenschaft, nicht eine Predigerin des Hasses, sondern eine Priesterin des Schönen, die es versteht, sich selbst und damit die Armuth, die ihr Loos ist, zu überwinden. Man sieht, inmitten der socialen Entzweiung unserer Tage leben im Volke noch ursprüngliche Kräfte der Versöhnung. Unklug und undankbar wäre es, wollten wir sie unbeachtet lassen.

O. S.